

# Die Zeitlosen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 52

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649652>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Zeitlosen

„Von der Truppe zur Heimat“ nennen sich die Sendungen, die unser Radio mit mehr oder weniger Geschick in bunter Reihenfolge veranstaltet. Das ist gut so, das Hinterland erfährt von der Arbeit und den Opfern der Soldaten an der Grenze, die nun nach einem Jahr Krieg bald etwas natürliches, selbstverständliches geworden sind, worüber man eigentlich keine Worte mehr verlieren sollte. Der nicht dem Wehrstande angehörende Bürger und ein besonderer Teil des Volkes im Hinterland leben in ihrer ganzen Einstellung gar nicht in dieser Zeit, sie kennen nicht den Krieg, sie kennen nicht ihre Aufgabe in der Gemeinschaft aller Eidgenossen, sie wollen nicht abweichen von dem Leben wie sie es bis jetzt gelebt haben. Das sind die Zeitlosen, die uns Soldaten so viel zu denken geben und den Dienst erschweren. Denn wichtiger noch als die Sendungen von der Truppe zur Heimat ist die Sendung und das Verhalten der Heimat zur Truppe.

Es ist genug geschrieben worden über die Hamsterwelle und die daran Beteiligten. Festhalten wollen wir nur die Gedanken eines einfachen Soldaten, der es kaum überwinden konnte, für eine solche Sorte von Bürgern seit Jahr und Tag an der Grenze zu stehen, die sich unserer Wehrmacht so wenig würdig zeigen. Es gibt auch nichts Niederdrückenderes als den Wettlauf durch die Büros; wegen einem Paar Unterhosen, die man sich im kurzen Urlaub für die kommenden kalten Tage an der Grenze noch erstehen wollte, im Laden aber einfach nicht mehr bekam, weil die lieben Mitmenschen im Hinterland keine Disziplin und Kameradschaft gezeigt haben.

Auch im Dienste selbst begegnet man des öfters diesen Zeitlosen. Ein junger Leutnant wurde in der Kantonshauptstadt S. in einem Privatzimmer einquartiert. Es ist klar, daß auch die Offiziere nicht später aufstehen als die Mannschaft und das Verlassen der Wohnung mit Nagelschuhen Morgens um 05.00 Uhr nicht ganz lautlos vor sich geht. Am Abend darnach wurde der Leutnant von der Frau des Hauses mit folgenden Worten zu rechtgewiesen:

„Herr Leutnant, ihr frühes Aufstehen am Morgen und der Lärm im Treppenhaus paßt uns gar nicht. Wir sind aus besseren Kreisen und diesen militärischen Lärm nicht gewohnt!“ Hierzu sei noch gesagt, daß der betroffene Offizier in aller Höflichkeit die notwendige Antwort nicht schuldig blieb. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich an einem andern Ort, als zwei Offiziere, die im Marmfall von der Wache im Privatquartier geweckt wurden, von den Hausbewohnern die ebenso „aus besseren Kreisen“ stammten, ihrer schlechten Erziehung wegen und Nachtruhestörung ausgeschimpft wurden.

Ich war unlängst mit meiner Truppe im Kanton Freiburg. Das ganze Bataillon sollte in einem größeren Dorfe in Marmquartieren untergebracht werden. Jedes Haus des Dorfes, jede Scheune, jede Durchfahrt war belegt. Die Bauern, die gewiß nicht mit den hablichen Landwirten des Bernbiets verglichen werden können, gaben sich alle Mühe der Truppe so viel als möglich zu helfen, da eine regnerische, kühle Nacht bevorstand und man vom Feinde noch nichts genaues wußte. In diesem Dorfe stand auch, von einem Park umgeben, das stattliche Schloß (wenn man die Villa so nennen kann) einer Familie, deren Name wie so viele des freiburgischen Adels mit einem „de“ geziert ist. Von meinem vorgefekten Kommandanten erhielt ich den Befehl, für meine mir unterstellte kleine Truppe Marmquartiere im Raume dieses Schlosses zu suchen, da das ganze Dorf schon belegt war. Höflich und freundlich meldete ich mich bei der Schloßherrin, fragte um Quartier für meine Leute und einen Raum für den Kommando-Posten. Da kam ich aber schön an. Mit umständlichen Phrasen wurden meine Wünsche

glatt abgewiesen. Man habe so viel Geld in dieses Haus gesteckt und alles bis jetzt so schön zusammengehalten, daß hier kein Platz für Soldaten sei, ich solle doch bei den Bauern weiter sehen. Auf mein Drängen ließ sich dann die Madame de . . . doch herbei, mit mir zusammen die Möglichkeiten im Hause selbst zu besichtigen. Neben dem aufgestapelten Reichtum und Luxus fehlte natürlich nicht eine, ich muß schon sagen künstlerische Darstellung des alten Familienstammbaumes (schade nur, daß seine Äste noch in unsere Zeit hineinreichen). Die Besichtigung ergab nun, daß ich meine Leute, es handelte sich um 40 Mann und den Kommando-Posten, ohne jede Benachteiligung des Hauses hätte unterbringen können. Noch einmal wurde alles versucht, die Truppe dem Hause fernzuhalten, da man den militärischen Betrieb um dieses Haus nicht gewohnt sei, und es ja noch genug Bauern gebe im Dorf. Da wir ja nicht in Feindesland sind, durfte ich keine Gewalt anwenden, machte Meldung an meine Vorgesetzten und brachte meine Leute auf dem Steinboden einer Durchfahrt unter, wozu ich noch von einem Bauern ohne weiteres in Ermangelung von Stroh das nötige Heu erhielt. Man verüble mir nicht, daß meine Verbitterung und meine Zweifel an den sog. besseren Kreisen in jener Nacht recht groß waren.

Ganz ähnliche Erfahrungen machten andere Kameraden in anderen Dörfern bei den gleichen Kreisen. Es sei hier gesagt, daß ich noch nie so ungepflegte und schmutzige Dörfer angetroffen habe, wie in dieser Zeit des Aktendienstes im Kanton Freiburg. Aber inmitten diesem Schmutz die Schlösser einiger Familien, die unserer Zeit so ferne sind, daß man sich unwillkürlich an den Kopf greifen muß. An einem Sonntag war ich im Dorfe M., dort gab es Leute, die so arm waren, daß ihnen das Schuhwerk für den Kirchgang fehlte und sie zu Hause bleiben mußten. Ihr Sonntagessen bestand aus einer wässrigen Suppe und Kartoffeln.

Schon wieder höre ich das Murren derer, die mit meiner rücksichtslosen Offenheit nicht einverstanden sind, die von Taktlosigkeit und Übertreibung sprechen. Aber hier liegt unser Hauptfehler. Es fehlt uns an Männern, die nun einmal rücksichtslos und offen vorgehen und nicht Angst haben vor einem Teil des Volkes, die den Mut haben zu sagen, wo die Fehler liegen und wie man unserer ernsten Lage begegnen muß. Männer, die einmal offen zugeben, daß wir uns von Grund auf ändern müssen, daß die Schweiz wirklich in der Zange (im Rußknacker) der Achsenmächte liegt und wir ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind, das beweisen die letzten Verordnungen nach der Hamsterwelle zur Genüge. Wir können aber stolz bestehen, wenn wir zurückkehren zur Einfachheit und Bescheidenheit, nach außen zeigen und beweisen, daß wir, auf uns selbst angewiesen, nicht jammern noch zagen, sondern leben und schaffen können. Die Kameradschaft ist kein Artikel, der nur für die Armee, nur für den Wehrstand reserviert ist. Wie wäre es mit einer Kameradschaft des ganzen Volkes?

Es gibt noch eine Gefahr, an die wir zu wenig denken. Schon wieder regen sich die trüben Gestalten, die Männer, die 1918 von Olten aus zum Generalstreik aufriefen. Wieder wird die ernste Lage des Landes, der Riß, der durch das Land geht, dazu benutzt, um für eine Partei, für dunkle Mächenschaften im Trüben zu fischen. Seien wir ehrlich und uns dieser Gefahr stets bewußt, lassen wir uns nie wieder von jenen erwischen und verleiten.

Wir Soldaten aber wollen den Kopf nicht hängen lassen und weiter unsere Pflicht tun. Wir erinnern uns der Worte unseres Kompanie-Kommandanten, der uns bei der Entlassung in den Urlaub sagte: „Trotz den Vorkommnissen der letzten Tage, trotz der Gärung und Fäulnis im Staate, verkennt nie

die große Aufgabe und Sendung der Schweiz, vergeßt nie eure Freiheit, für die wir unter den Waffen stehen.“

Ja, wir tun weiter unsere heilige Pflicht, aber wir dürfen verlangen, daß endlich einmal etwas geschieht. Daß rücksichtslos vorgegangen wird gegen die „Zeitlosen“, gegen die, welche unserer Kameradschaft nicht wert sind und dem Volksganzen schaden. Daß auch vorgegangen wird gegen Männer, die wohl der Verehrung würdig sind, weil sie früher einmal etwas getan haben, die in andern Staaten aber mit einem Orden gebührend verabschiedet, bei uns aber noch in den Sesseln kleben und nicht den Mut haben zu gehen und in ihrer Zeitlosigkeit dem jugend-

lichen Draufgängertum unserer Zeit ein Hindernis sind. Die Erneuerung besteht nicht darin, daß man dem Volk endlos vorschwaht, das Alte sei immer noch das Beste und gut genug für unsere Zeit. Es muß etwas Neues kommen, nicht aber nach ausländischem Muster, sondern eine rein schweizerische Lösung.

Die, welche diese Erneuerung verlangen, sind nicht von der 5. Kolonne, nicht Nachhänger eines fremden Staates. Sie kommen aus jenen Kreisen, welche einen energischen Kurs unserer Regierung verlangen dürfen und müssen, Leute, die dem Lande alles gegeben haben und ihm weiterhin dienen, diese Stimmen kommen aus der Kameradschaft der Armee. Ein Offizier.

## Aus der östlichen Perspektive

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von Hans Ryh

IV. Meine Forschungen über die Sprache der Bevölkerung ergeben immer merkwürdigere Tatsachen. Die Verwandtschaft mit dem Idiom des himmlischen Reiches ist es nicht allein, die mich nachdenklich stimmt, denn ich bin verblüfft durch noch weit seltenere und entlegener Laute aus dem Munde dieser Leute. Man wechselt zwar nach Lust schon mit der eigentlichen Landessprache in allen Variationen ab, sodaß zum Beispiel die Sprache eines Mannes vor den Toren, der etwa zu Markte kommt, schon anders tönt als die Sprache eines Mannes innerhalb der Mauern. Und seltsam ist, daß Frauen und Männer einer besonderen Gesellschaft — man sagt, die Angehörigen der früheren, jetzt gestürzten Mandarinenkasse — sich wieder einer eigenen Sprache bedienen, die aus der Landessprache und derjenigen der westlichen Franken auf das wunderbarste gemischt ist. Ein einziger Satz besteht aus einer Mischung von hiesigen und fränkischen Wörtern, zum Beispiel: „I ha ne grüßige Chagrin gha wäge myr nièce“, oder „der Jean und ds Amélie hei tout à fait le même Gsühn“, „i mueß myr chère cousine zum Geburtstag gab nes cadeau chouse“ . . . und so fort. Man kann aber beobachten, daß diese Sprache, weil von den früheren Mandarinern gesprochen, als besonders vornehm gilt, weshalb sie auch andere, deren Vorfahren nicht Mandarinern waren, nachzuahmen suchen. Einige tun so, als könnten sie auch das in den Idiomen des Himmlischen Reiches verpönte R nicht aussprechen, was wiederum ein Zeichen von ganz besonderer Vornehmheit ist.

V. Was soll ich dir aber, lieber Bruder, über die ganz auffallende sprachbildende Begabung der hiesigen Jugend sagen, daß du einen wahren Begriff davon bekommst? Kannst du dir vorstellen, daß die Knaben und Mädchen, die noch zur Schule gehen, sich mit größter Unbefangenheit über alle bisher gekannten geheiligten Namen für irgend einen Gegenstand hinwegsetzen und nach ihrem Belieben eine neue Bezeichnung dafür erfinden? Was sind „Gogere“, „Fysere“, „Franz“, „Matt“, „Latt“, „Chemere“ und ähnliche mystische Wörter im Munde dieser Unmündigen? Es sind die Namen der Wissenschaften, die sie in den Schulen lernen, aber sie kommen in dieser Form in keinem der geheiligten Bücher vor. Kannst du dir denken, daß ein so schönes, fast chinesisches Wort wie „Mädchensekundarschule“ im Munde der Knaben die südindianisch klingende Umformung in „Sedimock“ erfährt? — Das Merkwürdigste ist aber das noch lange nicht. Als man mir sagte, daß es in dieser Stadt einen besonderen Ort am Flusse gebe, dessen Bevölkerung gesondert lebe und wieder eine besondere Sprache, ja eigentlich mehrere, ihr eigen nenne, begab ich mich hinunter an diesen Ort am Flusse, um sie an Ort und Stelle auszuhorchen. Meine Forschungen haben dabei ergeben, daß man dort alles, was man will, in drei überaus geheimnisvollen Sprachen sagen kann, die man vermutlich sonst im ganzen Westen nicht wieder kennt. Nimm dir ein Beispiel: „Gib mir ein Stück Brot“.

Dafür wird der Eingeborne der bernischen Vorstadt jagen: „Dunz mr e Ligu Lehm“, oder „inz mr e igule imle“, oder „imerge e izbe idbre“. In diesen Lauten erkenne ich mit Sicherheit altägyptisch-assyrische oder dann altmexikanische Sprachformen wieder.

VI. In jegiger Zeit (Anmerkung des Herausgebers: ich vermute, gemeint sei der Monat Februar) herrscht eine sonderbare Aufregung. Daß man der Sitte des Tanzens huldigt, ist ja soweit nichts Besonderes, denn du weißt ja, lieber Bruder, daß ich auf meiner Reise noch kein Volk getroffen habe, das dies nicht auch täte. Du weißt aber auch, daß aus dem fernen Afrika die Kunde zu uns gekommen ist, daß man dort Masken und Larven vor das Angesicht befestige, wenn man eine ganz erhabene Feier feiern will. Genau denselben Brauch habe ich auch hier gefunden. Es genügt ihnen aber nicht, eine Maske vor das Gesicht zu binden; es kann zu ihren Tänzen nur ein musikalisches Geräusch verwendet werden, das man nicht hier, sondern im afrikanischen Busch erfunden hat. Dazu ziehen sie sich fremdartige Kleider an, damit ein jeder scheinen möge, was er nicht ist und gerne wäre. Denn da kommen so viele Frauen als Zigeunerinnen, die sicher nur des bravsten Alltags brave Töchter sind — und darum sich ans andere Ufer des Lebens sehnen, im Traum ein bißchen, wenn's nicht gefährlich ist. Da kommen andere als Spanierinnen, indem sie meinen, sie verstünden mit den Augen zu blitzen, und sie klimpern dazu mit Kastagnetten, weil sie meinen, daß jede Spanierin das täte. Ich kann dir sagen, lieber Bruder, ich sah auch Männer im spanischen Gewand, die wünschten, daß man denke, sie verstünden in der Arena einen Stier zu töten, obchon auf ihrem gutbürgerlichen Antlitz geschrieben steht, daß sie keiner Maus auf den Schwanz treten dürften. Ich sah im fernern noch zahllos anderes wunderliches Volk, darunter Männer und Frauen, die als Prinzen und Königinnen kamen; sie mochten leicht zuhause arme Leute sein. Und so einer zuhause sonst melancholisch tut, so kam er hier als lustige Person und Narr, und so einer sonst lachenden Gesichts durchs Leben geht, so wählte er hier ein düsteres, doch möglichst erhabenes Gewand der Würde. — Ich glaube aber, nun dem Geheimnis dessen auf der Spur zu sein. Es gibt in dieser Stadt vielleicht nicht wenig Leute, die heimlich denken, daß sie doch eigentlich zu etwas ganz anderem geboren als alle übrigen Mitmenschen glauben, und die es darum einmal im Jahre wenigstens andeuten möchten. Was aber, lieber Bruder, sollen wir sagen zu den Bielen, die in den Farben, im Gewande unseres eigenen Volkes kommen? Die Masken mit Zopf und gelber Mütze und in der gelben Seidenjacke? Nicht wissend, ob ich träume, versucht' ich, eine dieser Erscheinungen mit heimlichem Gruße anzureden, zuerst in eigener Mundart, wie man sie im strahlenden Peiping hört, sodann im Tone, der im Brauch ist südlich des wogenden Jang-tse-Kiang. Und erst, als auch dies nicht half, ward ich, der ach, so holden Täuschung mir